Edgar F. Cyriax

Beiträge zur Geschichte und zur Lehre des deutschen Turnens.
Heft II.

Zur
Wehr-Gymnastik
und
militärischen Jugend-Erziehung.

Nach zwei Vorträgen,
gehalten im Berliner Turnlehrer-Verein
von

Dr. Wilhelm Angerstein.

Berlin 1880.
Verlag von W. E. Angerstein.



Zur
Wehr-Gymnastik
und
militärischen Jugend-Erziehung.

Nach zwei Vorträgen,

gehalten im Berliner Turnlehrer-Verein

von

Dr. Wilhelm Angerstein.



Berlin 1880.
Verlag von W. E. Angerstein.

I.

(Der Aufschwung des Turnens im Anfange der sechziger Jahre. — Das Wehrturnen. — Erklärung des Berliner Turnraths vom August 1860. — Rundschreiben des Turnvereins zu Neustadt a. d. H. vom 1. September 1861. — Ferd. Wilhelmi. — Ueberschätzung des Werthes der französischen Militärgymnastik und andre militärische Irrthümer. — Wehrübungen auf dem pfälzischen Turnfest zu Neustadt a. d. H. am 8. September 1861. — Turnschuhe und Gamaschen. — Die Fussbekleidung auf Märschen.)

Die patriotisch-politische Bewegung, welche für die Herstellung eines einigen Deutschlands im Anfange der sechziger Jahre dieses Jahrhunderts unser Volk ergriffen hatte, ist dem Turnwesen in sofern zu Gute gekommen, als dadurch in der männlichen Jugend der Sinn für die Betheiligung an den Turnvereinen mächtig angeregt und als ferner auch die den Letzteren fern bleibenden Theile der Bevölkerung für das Verständniss der turnerischen Bestrebungen mehr und mehr empfänglich wurden. Die bestehenden Turnvereine nahmen einen raschen Aufschwung; in Städten, wo seit Jahren von Erwachsenen nicht geturnt worden war, bildeten sich wieder turnerische Vereinigungen und auch die kleineren Ortschaften und Dörfer wollten in dieser Beziehung bald nicht mehr zurückbleiben. Die allgemeine Strömung blieb nicht ohne Einfluss auf die Behörden, auf die Leiter des Jugendunterrichts, und so trat denn das Turnen in den Schulen gleichfalls in ein neues Entwicklungsstadium.

So erfreulich diese Thatsachen an und für sich waren, so konnte ein unbefangenes Auge doch nicht verkennen, dass mit ihnen zugleich sehr ernsthaft die Gefahr auftrat, dass das gesammte Turnwesen in durchaus verkehrte Bahnen geleitet wurde. Es bedurfte wirklich eines energischen Kampfes, um diese Gefahr abzuwenden.

Namentlich in Mitteldeutschlaud und in Süddeutschland glaubten Viele, die einzige oder mindestens die allerwichtigste Aufgabe des Turnens in der Wehrhaftmachung des Volkes suchen zu müssen. Der grosse Einfluss des über ganz Deutschland verbreiteten „Deutschen Nationalvereins in Koburg“, sowie die Begeisterung, welche die Leistungen der Garibaldi'schen Freischaaren in den Kriegen für die italienische Einheit während der Jahre 1859 bis 1861 erzeugt hatten, förderten die auf die Verbreitung des „Wehrturnens“ gerichteten Bestrebungen ungemein. Es kam dahin, dass die Forderung aufgestellt wurde, alle Turnvereine sollten sich in Wehrvereine umgestalten; besonders sanguinische Leute erklärten, alles Turnen der männlichen Jugend sei Unsinn, wenn es nicht Wehrturnen sei; für sehr gemässigt hielten sich schon Diejenigen, die nur verlangten, dass jeder Turnverein eine besondere Abtheilung für Wehrturnen errichten solle.

In Norddeutschland hat man diese Dinge eigentlich nur aus der Ferne kennen gelernt. Wenn der „Berliner Turnrath“, die damalige „Gesammtvertretung der Berliner Männer-Turnvereine“ sich im August 1860 bewogen fühlte, eine öffentliche Erklärung unter der Ueberschrift: „Turnen und Wehrhaftigkeit, ein allgemeines Losungswort“ zu erlassen, worin ausdrücklich gesagt war, der Turnrath müsse jede Auffassung, „die einseitig das Turnen nur als eine Vorschule zum Wehrdienste betrachte“, als irrig bezeichnen, — so war diese Meinungsäusserung wohl in erster Linie durch die in der Presse aufgetauchten Agitationen zu Gunsten des Wehrturnens veranlasst*). Praktisch hat die wehrturnerische Richtung in Berlin und, wie angedeutet, in ganz Norddeutschland nur wenig Erfolge und wenig Einfluss gehabt.

In mitteldeutschen und in süddeutschen Städten, besonders in ersteren, wurden ausschliesslich Wehrvereine gegründet, oder doch Wehrturnen in den Turnvereinen eingeführt. Zu den allgemeinen deutschen Turntagen, die bei Gelegenheit der grossen

---

*) Siehe die Erklärung des Berliner Turnraths in der „Deutschen Turn-Zeitung“, Jahrgang 1860, Nr. 20, und in der „Rheinisch-Westfälischen Turn-Zeitung“, Jahrgang 1860, Nr. 7.

Turnfeste 1860 in Koburg, 1861 in Berlin stattfanden, war die Erörterung der Wehrturnfrage angeregt, konnte aber in Folge Zeitmangels nicht stattfinden. Einzelne turnerische Lokalverbände von bedeutenderem Umfange hatten indessen auf ihren Turntagen die Angelegenheit wirklich zur Sprache gebracht und Beschlüsse darüber gefasst. So zum Beispiel der „Mittelrheinische Turnerbund“ auf seinem Turntage am 23. Juli 1861 zu Oberstein an der Nahe. Diesem Turntage war eine Denkschrift über den Gegenstand vom Turnverein zu Neustadt a. d. H. überreicht und der Turnlehrer Ferd. Wilhelmi aus letztgenannter Stadt erläuterte dieselbe mündlich in so anregender Weise, dass der Turntag beschloss: „Die Versammlung erkennt die Nothwendigkeit der Aufnahme des Wehrturnens in die Betriebsweise des Turnens an“*).

Der Turnrath des Turnvereins zu Neustadt a. d. H. erliess dann am 1. September 1861 namens der pfälzischen Turnvereine ein Rundschreiben, welches in sofern einen gewissen historischen Werth hat, als es die Anschauungen der wehrturnerischen Richtung vorzüglich kennzeichnet. Da das Rundschreiben seiner Zeit nur durch autographischen Umdruck vervielfältigt worden ist, dürfte es wohl nur noch in wenigen Exemplaren existiren. Ich lasse deswegen einen Auszug daraus hier folgen. Es hiess darin unter Anderem wörtlich:

„Das Turnen ist mit der unmittelbaren Intention in's Leben getreten, dass es die Wehrhaftmachung der deutschen Jugend fördern respective erstreben soll . . . . Es ist auch keine Frage, dass die momentane politische Lage der Art ist, dass sie uns auf das Entschiedenste mahnt, die ursprünglichen Motive der Einführung des Turnens wieder in den Vordergrund zu stellen und schärfer auszuprägen, das heisst, nicht bei dem zur Zeit üblichen Gerätheturnen und bei den Frei- und Ordnungsübungen stehen zu bleiben, sondern die eigentliche Militärgymnastik, also Turnübungen mit Anwendung auf das militärische Leben und den Krieg in den Kreis des Turnens zu ziehen. . . . Wir halten die Wehrturnübungen auch für bedeutend wichtiger, als nur Schiessübungen ohne Militärgymnastik, da anerkanntermassen bei der jetzigen

---

*) Siehe „Deutsche Turn-Zeitung“, Jahrgang 1861, Nr. 35.

Kriegsführung das Bayonnet und in Folge davon die Gewandtheit des Einzelnen entscheidet, während das Kleingewehrfeuer sehr untergeordneter Natur ist. Die Schiessübungen, deren Einführung nicht ganz mit Unrecht so betont wird*), sind aus finanziellen Gründen in den meisten Vereinen unmöglich, während die Militärgymnastik, wie sie bei den leichten französischen Truppencorps üblich ist, auch im kleinsten Verein in Angriff genommen werden kann, und es wird im Besitze dieser Uebungen der Turner im Fall der Noth viel schneller Soldat sein, als wenn er blos Schiessübungen gepflegt hat."

Zu dieser Ausführung des Rundschreibens dürfte zunächst eine Bemerkung am Platze sein. Das Rundschreiben war verfasst oder der Inhalt war wenigstens stark beeinflusst worden von dem schon genannten Ferd. Wilhelmi, der 1861 auch (im Verlage von Emmerling in Heidelberg) eine grössere Schrift unter dem Titel: „Turnen und Militärgymnastik, zu Uebungstafeln bearbeitet für Schulen, Vereine und die Armee" herausgab. Wilhelmi hatte sich als politischer Flüchtling zwölf Jahre lang im Auslande befunden, er war damals (1861) erst ganz kurze Zeit in seine pfälzische Heimath zurückgekehrt, aber er hatte auf die dortigen Turnvereine durch seine persönliche Liebenswürdigkeit, durch eigene Begeisterung und durch eine sein ganzes Wesen durchziehende, ungemein anregende Frische sofort massgebenden Einfluss gewonnen. Leider waren seine Ansichten in Betreff des Wehrturnens völlig verkehrte. Die französische Militärgymnastik hatte ihn befangen gemacht. In der französischen Armee war seit dem Krimkriege die sogenannte Stosstaktik vorzüglich ausgebildet worden. Im französisch-italienisch-österreichischen Kriege von 1859 hatte diese Taktik den Oesterreichern gegenüber grosse Erfolge erzielt. Der geradezu verblüffende, unwiderstehliche Eindruck, den die Zuaven, die Turkos und Zephirs auf den oberitalienschen Schlachtfeldern gemacht hatten, beruhte lediglich auf ihrer geschickten Anwendung der Stosstaktik. Viele — selbst Militärs und militärische Schriftsteller — sahen damals das Ideal der taktischen Ausbildung für die Fusstruppen

*) Es war in der That von Einzelnen die Uebung der Turner im Schiessen mit dem Feuergewehr als die wichtigste Aufgabe und somit eigentlich die Umgestaltung der Turnvereine in Schützenvereine empfohlen worden. W. A.

in den Zuaven verwirklicht. Daher entstand die Ansicht, dass künftig in den Kriegen das Kleingewehrfeuer eine untergeordnete Rolle spielen und dass der Sieg hauptsächlich nur noch von dem vehementen gewaltsamen Angriff mit dem Bayonnet und von der persönlichen Gewandtheit der einzelnen Soldaten abhängig sei. Dass dies ein ganz kolossaler Irrthum war, haben die Kriege von 1866 und 1870 bewiesen, indessen lag demselben doch etwas Wahres zu Grunde. Die Lineartaktik Friedrich's des Grossen und auch die Kolonnentaktik der Franzosen, die unter und durch Napoleon I. zu hoher Ausbildung gelangt und allmälig von allen europäischen Heeren angenommen war, gaben den Truppen eine zu geringe Gewandtheit, wo es sich um rasche Beweglichkeit der Massen handelte. Die Stosstaktik wusste diesen Fehler sehr geschickt zu umgehen, aber sie verfiel in einen anderen. Am 12. Mai 1859 erliess Napoleon III. einen Tagesbefehl, worin es wörtlich hiess: *„Les nouvelles armes de précision ne sont dangereuses que de loin, elles n'empêcheront pas la bajonnette d'être comme autrefois l'arme terrible de l'infanterie française.“**) Hiernach musste es also vor allen Dingen Aufgabe sein, sich rasch mit dem Bayonnet dem Feinde zu nähern, und dazu gehörte sowohl Beweglichkeit der Massen, als auch Gewandtheit der Einzelnen. Allein die Stosstaktik musste immer zur Niederlage führen, sobald die Präcisionswaffen auch in der Nähe gefährlich wurden. Deswegen missglückte es 1866 den Oesterreichern vollständig, gegen die Preussen die Stosstaktik anzuwenden, und deswegen spielten die Zuaven, Turkos etc. den auf den Gebrauch ihrer Schiesswaffe für die Nähe, wie für die Ferne gleich gut eingeübten deutschen Truppen gegenüber 1870 mit ihrer Stosstaktik gar keine Rolle. Bei alledem lässt sich aber nicht verkennen, dass die Erfahrungen des Krieges von 1859 auch auf die Ausbildung der deutschen und namentlich der preussischen Fusssoldaten einen sehr förderlichen Einfluss gehabt. Die gesammte militärische „Dressur“ nahm auch in unsrer Armee andere Grundsätze an; den Turnübungen, der Ausbildung des einzelnen Mannes im Fechten, besonders im

---

*) „Die neuen Präcisionswaffen sind nur in der Ferne gefährlich, sie werden das Bayonnet nicht hindern, wie ehemals die schreckliche Waffe des französischen Fussvolks zu sein."

Bayonnetfechten, wurde ein viel grösseres Gewicht beigelegt, die Uebungen im Laufschritt wurden mit Vorliebe betrieben u. s. f., aber man hütete sich in unsern leitenden Kreisen wohl, die französische Militärgymnastik nachzuahmen. Dass viele Nichtmilitärs dagegen glaubten, die Ausbildung der leichten französischen Fusssoldaten sei das Vorzüglichste, was sich in dieser Richtung überhaupt erreichen lasse, und dass Männer, wie Wilhelmi, kein höheres Ziel der Turnkunst sahen, als unsre Turner zu Zuaven zu machen, das war wohl erklärlich, ja unter den obwaltenden politischen Verhältnissen und Strömungen leicht begreiflich, aber es blieb immerhin eine befangene, beschränkte Auffassung. In welchem Masse übrigens die von Wilhelmi vertretene Richtung von der Absicht durchdrungen war, aus den Turnern Soldaten zu machen und zwar Soldaten nach französischem Muster, das geht auch aus dem ferneren Inhalte des citirten Rundschreibens hervor. Es heisst darin nämlich wörtlich weiter:

„Unser, wie wir glauben, zeitgemässes Princip ist: Wir wollen, dass der Turner so weit als möglich zum Soldaten ausgebildet werde, in sofern dies ohne zu grossen Zeitaufwand und ohne zu grosse Kosten geschehen kann, damit, ehe der Feind vor den Thoren steht, eine streitfähige Macht sich an die Seite unsrer übrigen Heereskäfte reiht; wir wollen aber auch, dass diese Dinge ohne Lärm, aber mit würdiger Ruhe und mit Ernst in's Leben treten, damit auf der einen Seite nicht ein überflüssiger Lärm der Sache selbst schade, dagegen auf der andern Seite eine würdige Behandlung der Sache die nöthige Achtung verschaffe . . . Die für die Einübung der Militärgymnastik nöthigen Apparate werden sein: Ein Erdaufwurf als Turn- und Sturmschanze mit Tiefsprungterrasse, Springgraben, Pfählen, Schwebebaum und einigen Leitern; fünffüssige Stäbe oder Bayonnetgewehre und hölzerne Säbel, von denen jeder Theilnehmer je einen Stab und einen Säbel zu stellen hat; Springstangen, einige Seile und zwei Kletterstangen, welche Apparate aber nöthigen Falles noch vermindert werden können . . . . Die Uebungsweise umfasst: Marschübungen nach einem hierfür angenommenen Exercier-Reglement; Freiübungen, verbunden und abgewechselt mit Waffenübungen, im Stehen, Gehen, Liegen, Laufen und Springen; Uebungen an der Turnschanze mit und ohne Waffen; Anleitungen zum Bayonnet-

und Säbelfechten; und endlich Uebungen auf dem Schwebebaum, Steigbrette und den gewöhnlichen Turngeräthen . . . . Die Uebungsweise bei unsern Wehrübungen würde sich im Wesentlichen an das in der französischen Armee eingefürte System anschliessen. Die Gründe für die Wahl dieser Uebungsweise haben wir nicht nöthig, anzugeben; sie liegen in schlagenden historischen Thatsachen, die deren Vorzüglichkeit hinreichend dokumentiren. Abgesehen von ihrer inneren Vortrefflichkeit, indem sie der Bewegung einen freieren, das gemeinsame Kommando nicht beeinträchtigenden Spielraum giebt, ist dieses leichte, mobile, Gewandtheit und Intelligenz erfordernde Exercitium wie für den Turner geschaffen . . ."

Soviel aus dem Rundschreiben des Turnvereins zu Neustadt a. d. H. Um die „Uebungsweise" der Wehrübungen bekannt und anschaulich zu machen, wurden dieselben von einer Anzahl Turner unter Wilhelmi's Leitung bei dem pfälzischen Turnfest, welches am 8. September 1861 in Neustadt stattfand, praktisch vorgeführt. Das Häuflein Wehrturner machte schon von vorn herein, als es aufmarschirte, mit seinen fünf Fuss langen Stäben und hölzernen Säbeln, sowie mit einer bei den Turnern sonst nicht gebräuchlichen Fussbekleidung, auf die ich sogleich zurückkomme, einen nichts weniger als imposanten Eindruck. Die Uebungen bestanden im Bayonnet- und Säbelfechten, ferner Freiübungen an Ort, Ordnungsübungen in schnellem Taktgehen, sowie im Taktlaufen, Weit- und Tiefspringen etc. Es kam, abgesehen von verschiedenen specifisch militärischen Exercitien, keine einzige Uebung vor, die das deutsche Turnen, wie es zu jener Zeit in besser geleiteten Turnanstalten und Turnvereinen betrieben wurde, nicht ebenfalls gekannt und gelegentlich geübt hätte. Ungewöhnlich war nur das äusserst geschwinde Marschzeitmass, in welchem die Ordnungsübungen im Taktgeheu ausgeführt wurden, sowie ferner die Einfügung der militärischen Uebungen in den Uebungskreis, wobei der Stab als Vertreter des Bayonnetgewehrs und der Säbel in Anwendung kamen. Was die Ausführung anlangt, so gab sich Wilhelmi alle erdenkliche Mühe, in die Uebungen frisches Leben zu bringen, ihm rann der Schweiss von der Stirn, aber seine Leute waren viel zu wenig geschult, als dass nicht überall Mangel an Ausbildung und Durch-

bildung hätte sichtbar werden sollen. Der Eindruck des Ganzen war daher wenig befriedigend, zumal Wilhelmi den Fehler machte, schwierige und zusammengesetzte Bewegungen etc. vorzuführen, während der mangelhaften Ausbildung seiner Wehrturner ganz einfache Uebungen viel angemessener gewesen wären. Beim Bayonnetfechten beschränkte sich das Gezeigte auf die ersten Anfangsgründe, weswegen dieser Theil des ganzen Wilhelmi'schen Schau-Wehrturnens am befriedigendsten ausfiel.

Ich erwähnte bereits der eigenthümlichen Fussbekleidung bei den pfälzischen Wehrturnern. Dieselbe bestand darin, dass über den aus Segeltuch gefertigten Turnschuh und über das untere Ende des Turnhosenbeines eine etwa fünf Zoll hoch hinauf reichende Gamasche von Segeltuch geknöpft war. Die Turnhose hatte ferner einen eigenthümlichen Schnitt, ähnlich wie die Hosen der französischen Infanteristen, dicht unter den Hüften sehr weit und breit, nach den Füssen zu sich stark verengend. Diese „Zuavenhose“ und die Gamaschen wichen in dem Masse von allem bei den Turnern Herkömmlichen ab, dass sie in Gemeinschaft mit dem hölzernen Säbel auf einen grossen Theil der Zuschauer mit unwiderstehlicher Komik wirkten.

Mit dem Anlegen der Gamaschen meinte man übrigens etwas ganz besonders Zweckmässiges zu thun. Man glaubte auf diese Weise die Vorzüge des leichten Schuhes mit denen des hohen Stiefels vereinigen zu können, ohne das Gewicht des Letzteren in den Kauf nehmen zu brauchen. Richtig ist es auch, dass die Gamaschen das Eindringen von Sand, kleinen Steinchen u. s. w. in die Segeltuch-Turnschuhe verhindern, aber nach meiner Erfahrung bieten Schuh und Gamasche doch durchaus keinen in allen Fällen genügenden Ersatz für den festen, bis zur Wade reichenden Lederstiefel. Bei den Turnübungen im Turnsaal und auf guten, das heisst zweckmässig angelegten und eingerichteten Turnplätzen sind Turnschuhe vorzuziehen. Wenn aber Wehrturnübungen im Freien auf einem grösseren Flächenraum, wo der Boden vielleicht zum grössten Theil feucht oder nass ist, vorgenommen werden sollen; ferner bei allen grösseren Fussmärschen, auf Turnfahrten und überhaupt wo man jedem möglichen Witterungswechsel ausgesetzt sein kann, wo man überdies allerlei Bodenschwierigkeiten, steinige Wege, Geröll, Gräben u. s. w. zu

überwinden hat, — da sind Turnschuhe so wenig empfehlenswerth wie nur möglich, da werden sie binnen wenigen Stunden oder noch eher unbrauchbar und die Gamaschen helfen da so viel wie gar nichts.

In allen den hier angegebenen schwierigen Fällen sind nach den auf meinen eigenen, hin und wieder ganz bedeutend gewesenen Fussmärschen von mir gemachten Erfahrungen Lederstiefel zu empfehlen, die bis zum stärksten Theile der Wade hinauf reichen und so weite Röhren haben, dass man im Nothfalle die Hosen in dieselben hineinstecken kann. Ich rathe von allen sogenannten Halbstiefeln, Schnürstiefeln oder Stiefeln mit Gummizügen, die den Vortheil des geringeren Gewichts haben sollen, entschieden ab. Das Gewicht ist nicht das Lästigste für den Fussgänger, man gewöhnt sich leicht und bald an schwere Stiefel, selbst an die allerschwersten, mit grossen Nägeln beschlagenen Gebirgsstiefel. Indess ist es doch nicht rathsam, Stiefel von allzu dickem Leder zu wählen, weil die Füsse um so mehr schwitzen, je dicker das sie umhüllende Leder ist. Heftiges Schwitzen der Füsse ist auf Märschen äusserst nachtheilig. Man wähle deswegen Stiefel von weichem, nicht allzu starkem Leder, die nach aussen widerstandsfädig sind, also dem Fusse Schutz gewähren, aber dabei nicht zu sehr erhitzen. So weit der Schweiss unvermeidlich ist, muss dessen Einfluss auf den Fuss durch andere zweckmässige Vorkehrungen möglichst ausgeglichen werden.

II.

(Bekleidung bei Märschen und Turnfahrten. — Pflege der Füsse. — Gepäck. — Zweckmässige Form der Ranzen oder Tornister. — Richtige Schätzung der Länge des Weges. — Die Entfernung in der Luftlinie. — Ein Beispiel aus der Insurrektion in Dalmatien 1869. — General von Griesheim über die Leistungsfähigkeit der Truppen auf Reisemärschen. — Turnfahrten im Gegensatz zu Truppenmärschen. — Kriegsgeschichtliche Beispiele ungewöhnlich grosser Marschleistungen.)

Es mag hier gestattet sein, einige weitere Bemerkungen über Märsche und Turnfahrten folgen zu lassen. Was zunächst die Bekleidung bei solchen Unternehmungen betrifft, so habe ich über

die Stiefel soeben meine Ansicht mitgetheilt. Um den Fuss gegen die Einwirkungen des Schweisses zu schützen, empfiehlt sich vor allen Dingen grösste Reinlichkeit, namentlich bei grösseren Fussreisen — falls nicht täglich ein Vollbad möglich ist — täglich ein Fussbad, dessen Wärme etwa mit der Lufttemperatur übereinstimmt, am besten abends unmittelbar vor dem Schlafengehen. Solche Fussbäder machen das Einreiben der Füsse mit Spiritus, Kornbranntwein und dergleichen völlig entbehrlich. Man gehe nicht mit den blossen Füssen in den Stiefeln, sondern trage Strümpfe oder Fusslappen. Die Einen wie die Andern müssen wo möglich täglich, mindestens alle zwei Tage frisch gewaschen sein, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen will, wunde Füsse zn bekommen. Fusslappen soll nur derjenige gebrauchen, der die Kunst versteht, dieselben so um den Fuss zu legen, dass sie nirgend drückende Falten bilden. Das beste Material dazu ist gebrauchte, weisse Leinwand. Strümpfe können angefertigt sein von Zwirn, Baumwolle oder Schafwolle. Strümpfe von dünner Schafwolle, ziehe ich zum Dauermarsche allen anderen vor, weil die Schafwolle, auch wenn der Fuss schwitzt, weich bleibt. Aeusserst wichtig ist es übrigens, dass die Strümpfe stets umgekehrt auf den Füssen getragen werden. Die Aussenseite der Strümpfe ist nämlich glatter als die Innenseite, deswegen soll man dieselben umkehren, bevor man sie anzieht, damit man die glattere Seite unmittelbar am Fusse trägt. Schadhafte und gestopfte Strümpfe drücken leicht die Haut wund.

Was die übrige Kleidung anbelangt, so verweise ich hier auf die Bemerkungen, die ich darüber bereits in meinem Buche: „Das deutsche Turnen“ (Köln, bei Du Mont-Schauberg, 1870) gemacht habe. Ich füge dem nur noch Weniges hinzu. Ein wollenes Hemde, auf der blossen Haut getragen, ist nützlich als Schutz gegen Erkältungen und wird, selbst bei starker Sommerhitze, sobald man erst daran gewöhnt ist, eine grosse Annehmlichkeit. Das Turnzeug — Turnhose uud Turnjacke von Drillich oder Leinwand — ist mir für die längeren Fussreisen in Anbetracht der wechselnden Witterung weniger empfehlenswerth erschienen, als eine Kleidung von derben, wollenen Stoffen.

Eine sehr beachtenswerthe Regel ist ferner: Man belaste sich nicht unnützer Weise mit allerlei Gegenständen, deren man

nicht nothwendig auf der Fussreise bedarf. Die bequemste Art, sein Gepäck zu transportiren, ist und bleibt für den Fussgänger stets die Benutzung des an zwei Schulterriemen auf dem Rücken getragenen Ranzens. Ueber die Form des Letzteren habe ich in dem eben bereits erwähnten Buche „Das deutsche Turnen“ folgende Andeutung gegeben:

„Der Ranzen soll in Bezug auf die Oeffnung in der Weise eingerichtet sein, wie die Tornister der preussischen Infanterie es sind, das heist, mit einem Kreuzschnitt auf der unter der Klappe liegenden Breitseite. Im Uebrigen erscheint mir dieser Infanterie-Tornister durchaus nicht zweckmässig. Man hat die verschiedensten Versuche zu dessen Verbesserung bereits gemacht, ihn auch in vieler Beziehung bereits verbessert, das Wichtigste aber noch nicht getroffen. Beim preussischen Infanterie-Tornister ist die grösste Tiefe von vorn nach hinten an dem unteren Ende, so dass, wenn er gepackt ist, die grösste Last auf die Kreuzgegend des Soldaten drückt, und dieser Druck ist, desonders bei weiten Märschen nicht nur hinderlich, sondern sogar in hohem Grade schmerzhaft. Nun ist es aber eine, jedem Menschen, der häufig Lasten auf dem Rücken getragen hat, bekannte Thatsache, dass die Last dann am wenigsten beschwerlich wird, wenn ihr Haupttheil weniger auf das Kreuz, als auf die Schultergegend drückt. In Folge dessen macht man die Kiepen und Butten, Rückentragekörbe u. s. w., in welche man in Städten, auf dem Lande und besonders auch im Gebirge Lasten zu tragen gewohnt ist, oben weiter, als unten, also gerade umgekehrt, wie den preussischen Infanterie-Tornister. In der französischer Armee hat man sich auch die Erfahrung des gewöhnlichen Lebens zu Nutze gemacht, und die Tornister so gebaut, dass ihre Hauptlast auf die Schulterblätter des Mannes drückt. Sollte dies nicht eine in weiteren Kreisen zu berücksichtigende Verbesserung sein? Jedenfalls empfehle ich allen denen, die sich zu Fussreisen und Turnfahrten einen Ranzen anfertigen lassen wollen, dass sie denselben nicht wie den preussischen Infanterie-Tornister, sondern gerade umgekehrt machen lassen.“

Mein Buch „Das deutsche Turnen“ war auf der internationalen Ausstellung von Unterrichtsgegenständen zu London im Jahre 1871 (in der österreichischen Gruppe — weil ich zu jener

Zeit in Oesterreich lebte —) ausgestellt und es wurde mir in Folge dessen von der königlich englischen Ausstellungskommission ein Ehrendiplom ertheilt. Durch die Veröffentlichung der Liste der bei dieser Gelegenheit mit solchen Diplomen ausgezeichneten österreichischen Aussteller in der amtlichen „Wiener Zeitung" (vom 20. December 1871) wurde die Aufmerksamkeit einflussreicher Persönlichkeiten in Oesterreich auf mein Buch gelenkt und ich fand Veranlassung, über den Inhalt desselben wiederholt mit hochstehenden Beamten und Militairs zu konferiren. Bei einer solchen Besprechung gelangte auch die oben citirte Bemerkung über den Infanterie-Tornister zur Erörterung, was zur Folge hatte, dass meiner Andeutungen entsprechend ein verbesserter Tornister konstruirt wurde, der gegenwärtig bereits in der ganzen österreichisch-ungarischen Armee eingeführt sein dürfte. Ich glaube, diese Thatsache ist geeignet, auch die Aufmerksamkeit der Turner in höherem Grade auf den Gegenstand zu lenken, namentlich wo — wie beispielsweise bei der „Berliner Turnerschaft" — ein grösserer Bedarf an Ranzen ist. Uebrigens achte man auch darauf, dass an den Letzteren die Trageriemen eine Breite von mindestens drei Centimetern haben und von dickem Leder sind. Schmale und dünne Trageriemen schneiden ein und drücken oft unerträglich auf die Schlüsselbeine.

Sehr wichtig für die Leitung von Turnfahrten oder Wanderungen jeder Art ist die richtige Beurtheilung der Leistungsfähigkeit Derjenigen, welche an dem Marsche theilnehmen. In dieser Beziehung ist man nur allzu leicht geneigt, einerseits die Länge der Wege falsch zu schätzen, andrerseits der Leistungsfähigkeit zu viel zuzumuthen. Wer nach einer Landkarte wandert, berechnet die Entfernungen in der Regel nur nach der Luftlinie, ohne zu bedenken, dass jede Hebung und jede Senkung des Bodens, jeder Berg und jedes Thal den Weg verlängert. Die Entfernung in der Luftlinie ist meistens geringer, als die thatsächliche Länge der Wege. Welche falsche Schätzung der wirklichen Entfernung dadurch veranlasst werden kann, dass man nur an die Luftlinie denkt, zeigt folgendes Beispiel aus der Insurrektion in Dalmatien vom Jahre 1869. Am 18. November 1869 sollten nach dem Befehl des damaligen Oberbefehlshabers der kaiserlich österreichischen Truppen in Dalmatien, General

Majors Grafen Auersperg, der Oberst Kaiffel mit dem von ihm geführten Infanterie-Regiment (Nr. 7) und zwei Raketengeschützen, sowie der Oberst Fischer mit zwei Bataillons seines Regiments (Nr. 48), zwei Kompagnien des 9. Jäger-Bataillons, einer Gebirgsbatterie und zwei Raketengeschützen von Ledenice durch den Pass von Lupoglav in die Ebene von Dragali marschiren. Die Entfernung, welche diese Truppen zurückzulegen hatten, beträgt in der Luftlinie nur eine halbe Meile. General Auersperg hatte in seiner Disposition nun vorausgesetzt, dass die beiden Kolonnen unter Führung der Obersten Kaiffel und Fischer früh um halb sieben Uhr aufbrechen sollten und dass dieselben dann, selbst wenn die Terrainschwierigkeiten im Passe bedeutend sein sollten, bis um 3 Uhr nachmittags die kurze Entfernung bequem würden zurückgelegt haben können. Der Aufbruch erfolgte auch zur festgesetzten Zeit, aber die Kolonnen trafen in der Ebne von Dragali erst spät am Abend nach nahezu fünfzehnstündigem Marsche ein; ein Bataillon von der Kolonne Kaiffel war sogar gezwungen gewesen, die Nacht über im Passe zu campiren, da es in Folge der übergrossen Anstrengungen während des Tages schliesslich nicht mehr marschfähig war. Diese Thatsache ist wohl ein schlagender Beweis dafür, wie falsch es ist, Wege nach der Entfernung in der Luftlinie zu beurtheilen.

Was nun aber die Zumuthungen an die Leistungsfähigkeit anlangt, so dürfte es ebenfalls nützlich sein, die Erfahrungen der Kriegskunst zu Rathe zu ziehen. Die Taktik unterscheidet „Reisemärsche“ und „Kriegsmärsche“, von denen die Letzeren für den Turner und für den Fussreisenden im Allgemeinen nicht in Betracht kommen können. Bezüglich der Länge der Reisemärsche macht der General Gustav von Griesheim in seinen „Vorlesungen über die Taktik“ (Berlin, Verlag der Decker’schen Geh. Ober-Hofbuchdruckerei, 1855) Seite 344 folgende beachtenswerthe Bemerkungen:

„Die Länge der Reisemärsche darf nicht nach dem bemessen werden, was ein Einzelner, selbst ein mit Gepäck belasteter Mann oder Reiter leisten können. Der Einzelne geht nach seiner Lust; er kann nach Belieben den Schritt ausdehnen oder verkürzen; er hat keine Aufmerksamkeit auf Andere zu verwenden. Dieses Letztere aber ist es gerade, was die Arbeit des Marschirens

in grösseren Haufen für Mann und Pferde gleich beschwerlich macht. Die stete Aufmerksamkeit auf den Vordermann und die Nebenleute, das unfreiwillige Verkürzen oder Verlängern des Schritts, der Staub u. s. w. tragen fast ebenso sehr, als die einfache Bewegung an sich, zur Ermüdung und Verzehrung der Kraft bei. Ein einzelner Mann oder ein einzelnes Pferd würden, ohne grosse Beschwerde, täglich fünf Meilen marschiren können; bei allen etwas grösseren Abtheilungen muss man aber schon bedeutend heruntergehen, wenn man nicht zu grosse Kraftanforderungen stellt oder stellen muss. In der Regel wird daher der gewöhnliche Reisemarsch nicht über drei Meilen gemacht und dann ein Ruhetag alle vier Tage gegeben werden müssen. Sehr vielen Theoretikern, ja selbst sehr vielen sogenannten Praktikern wird diese Entfernung als eine geringe erscheinen. Bedenkt man indessen, dass grössere Abtheilungen, um ihrer Unterbringung willen, die Hauptstrasse nicht allein halten, sondern in der Regel noch abbiegen und Nebenwege einschlagen müssen, ihr Weg sich daher durch die Märsche nach den Quartieren noch gewöhnlich um eine Viertel- bis eine halbe Meile verlängert, so wird man obige Regel als eine sehr weise erkennen. Jedoch auch Märsche, welche vier bis vier eine halbe Meile betragen, werden von den Truppen sehr gut ausgeführt werden, und sie können dann mehrere Tage einen solchen Marsch ausführen, wenn die Verpflegung gut und der Quartierrayon nicht zu weit ist und die Wege gut sind. Märsche, die fünf bis sechs Meilen lang sind, sind stark; die Truppen können dann schon nicht mehr seitwärts der Strasse gelegt werden, sondern müssen bivouakiren, in sofern sie nicht an der Hauptstrasse in einem engen Kantonnement untergebracht werden können. Solche Märsche sind für Infanterie nur selten, und dann höchstens drei bis vier Tage hinter einander ausführbar; für Kavallerie dagegen ist dies, wenn sie allein marschirt, keine besondere Anstrengung. Sechs bis acht Meilen sind jedoch schon sehr starke Märsche, forcirte Märsche, die besten Truppen halten sie höchstens zwei bis drei Tage hinter einander aus und werden doch noch dabei starke Verluste durch Ermüdung und Brustkranke haben. Auch können sie nur mit kleineren Abtheilungen vorgenommen werden. Dabei muss die

Verpflegung bei der Hand sein, entweder auf den Bivouakplätzen, oder in den Quartieren . . .“

Es ist selbstverständlich, dass diese Griesheim'schen Bemerkungen keine direkte Anwendung auf turnerische Märsche finden können. Die Turner marschiren eben unter ganz anderen Vorbedingungen, als die Truppen, auch wird ihre Leistungsfähigkeit im Allgemeinen nicht derjenigen der Letzteren gleichkommen. Der Führer einer Turnfahrt wird in der Bemessung der Marschentfernungen die Kraft der mit ihm wandernden Turner, die Witterung, die Art und Güte des Weges, die von der durchwanderten Gegend gebotene geistige Anregung u. s. f. berücksichtigen müssen und bei der Feststellung seines Reiseplanes wird er gut thun, niemals so hohe Ansprüche an die Leistungsfähigkeit der Turner zu machen, wie solche an die Soldaten gelegentlich gemacht werden müssen. Der Reisemarsch des Soldaten wird nur unternommen, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen, er ist also nur Mittel zum Zwecke; die Turnfahrt dagegen ist für den Turner an und für sich Zweck, bei dem das Erreichen des bestimmten Zieles eigentlich Nebensache bleibt. Dieser Unterschied sollte bei der Aufstellung des Reiseplanes für eine Turnfahrt stets im Auge behalten werden.

Trotzdem also die militärischen Märsche mit den Turnfahrten bezüglich ihres Zweckes durchaus nicht in eine Linie zu stellen sind, haben sie doch ein turnerisches Interesse, weil sie physische Leistungen sind. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, lasse ich hier aus der Kriegsgeschichte ein Paar Beispiele ungewöhnlich grosser Marschleistungen folgen*).

Der stärkste Marsch, den die Kriegsgeschichte aller Zeiten kennt, gehört dem Alterthum an; er wurde unter dem Konsul Claudius Nero aus der Gegend von Canusium (Canusa am Ofanto) nach Sena gallica (Sinigaglia) gemacht. Hannibal stand, 207 v. Chr., im südlichen Italien dem Claudius Nero gegenüber und wartete den Anmarsch seines Bruders Hasdrubal ab, der aus Spanien durch Gallien über die Alpen in Oberitalien eingedrungen war.

---

*) Ich folge dabei den Griesheim'schen „Vorlesungen über die Taktik.“ Seite 594 u. ff. ist in diesem Werke eine grössere Zahl solcher Beispiele angegeben.

Als Hasdrubal den Po passirt hatte, sandte er numidische Reiter mit einem Schreiben an Hannibal ab, worin er diesen aufforderte, sich mit ihm in der Romagna zu vereinigen. Die Reiter fielen dem Nero in die Hände, der hierauf beschloss, einen Theil seines Heeres Hannibal gegenüber stehen zu lassen, mit dem Kern seiner Truppen aber Hasdrubal entgegen zu gehen, sich mit dem römischen Feldherrn Livius Salinator, der Hasdrubal gegenüber stand, zu vereinigen und Letzteren zu schlagen. Er führte den Entschluss mit 6000 Mann Fussvolk und 1000 Reitern aus. Durch Vorangeschickte liess er Verpflegung und Wagen für Ermüdete requiriren, dann marschirte er ohne Rasttag und machte selbst mehrere Nachtmärsche. Am sechsten Tage erreichte er Sena gallica, vereinigte sich mit Salinator und schlug zwei Tage später in der Schlacht am Metaurus Hasdrubal. In der Nacht nach der Schlacht brach Nero wieder auf und marschirte denselben Weg in sechs Tagen zurück. Die Entfernung beträgt 45 Meilen, so dass er also 90 Meilen in zwölf Marschtagen zurücklegte, täglich 7½ Meile machte und dazwischen eine entscheidende Schlacht lieferte.

Ziemlich ebenso schnell war der Marsch der französischen Garden im Jahre 1806. Dieselben verliessen am 24. September Paris und standen am 6. Oktober bei Bamberg in Franken. Sie hatten so in dreizehn Tagen 90 Meilen, mithin täglich sieben Meilen zurückgelegt, wobei die Infanterie jedoch bis an den Rhein mit Vorspann geschafft war*).

Ein sehr schneller Marsch war auch der des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig 1809 aus dem sächsischen Voigtlande nach Bremen. Sein Corps war 2000 Mann stark, wobei 700 Pferde und einige Geschütze. Er brach am 24. Juli 1809 von Zwickau auf, marschirte auf Leipzig, Halle, Quedlinburg, Halberstadt, Braunschweig, Hannover und Nienburg, wo die Weser passirt wurde; von hier weiter nach Elsfleth und Brake, wo sich das Corps nach England einschiffte. Er legte in vierzehn Tagen 65 Meilen zurück, täglich also über 4½ Meilen, und hatte dabei zwölf Gefechte zu bestehen: das Hauptgefecht bei Leipzig

---

*) Vergleiche: von Höpfner, Geschichte des Krieges von 1806 und 1807, Theil 1.

mit den Sachsen, bei Halberstadt mit 3000 Westfalen und bei Oelper mit dem General Reubel und 6000 Franzosen. Wenn man bedenkt, dass der Grosse Kurfürst 1675 bei seinem berühmten Zuge aus Franken nach der Mark mit 6000 Reitern, 1200 Musketieren und 13 Geschützen etwa 44 Meilen in zwanzig Tagen, also täglich etwas über zwei Meilen zurücklegte, so erscheint die Leistung des Herzogs von Braunschweig und seines Corps' ungemein stark.

Als einer der berühmtesten Gewaltmärsche aller Zeiten mag schliesslich noch Blüchers Marsch nach der Schlacht von Belle-Alliance erwähnt sein. Die preussische Armee hatte von der Schlacht bis zum 30. Juli, an welchem Tage sie bereits vor Paris stand, 40 Meilen in zwölf Tagen gemacht und dabei sechs Gefechte gehabt. Für einzelne Abtheilungen des preussischen Heeres wurden die Entfernungen indessen wesentlich grösser. Die zweite Brigade legte zum Beispiel vom 15. Juni bis zum 3. Juli, also in 19 Tagen 71 Meilen zurück, wovon auf die elf letzten Tage 53 Meilen kamen, mithin in der Zeit der eigentlichen Verfolgung des Feindes fünf Meilen täglich. In 19 Tagen hatte die Brigade marschirt 208 Stunden, geruht 27 Stunden, gelagert 221 Stunden. Dabei hatte sie aber 35 Stunden in fünf Gefechten gestanden, die von den Ruhe- und Lagerstunden in Abzug gebracht werden müssen, so dass von den 456 Stunden der 19 Tage nicht weniger als 243 auf die angestrengteste Thätigkeit und nur 213 auf die Ruhe und Erholung kamen. Der Marsch wurde noch erschwert durch theilweise schlechte Wege, viel Regen und zuletzt grosse Hitze.

Jedenfalls verdienen derartige starke Märsche als grosse körperliche Leistungen, die geschichtlich feststehen und die nicht nur von Einzelnen, sondern von ganzen Heeresmassen ausgeführt worden sind, die turnerische Beachtung. Bei ihrer Beurtheilung darf man jedoch nicht vergessen, dass bei allen derartigen, ungewönlichen Kriegsmärschen eine entscheidende Aufgabe zu lösen oder ein geistiges Anregungsmittel andrer Art vorhanden ist, welches die physische Kraft, sobald sie zu ermatten droht, immer von Neuem anspornt.

III.

(Die „Deutsche Turn- und Volks- Wehr-Zeitung“, herausgegeben vom Geschäftsführer des Nationalvereins in Koburg. — Dr. Eduard Dürre über Wehrübungen. — Fr. Ludw. Jahn und die Stosstaktik. — Fr. Alb. Lange's Wirksamkeit als Turnlehrer. — Seine militärische Gestaltung des Jugendturnens. — Die militärischen Kommando's beim Turnen. — die militärische Bezeichnung „Glied“. — die militärische Jugenderziehung der Schweizer im Mittelalter.)

Es ist bereits im ersten Abschnitte erwähnt, dass der „Deutsche Nationalverein in Koburg“ die Agitation für die Bildung von Wehrvereinen und für die Einführung des specifischen Wehrturnens ganz besonders unterstützte. Dem Vorstande dieses Vereins gehörte damals (1861) auch der um das Vereinsturnen seit langen Jahren verdiente Rechtskonsulent Theodor Georgii in Esslingen an, der übrigens persönlich mit den Freunden des Wehrturnens zwar sympatisirte, aber doch nie in die heftigen Angriffe eingestimmt hat, die von diesen gelegentlich gegen ihre Gegner gerichtet wurden. Zur Förderung der wehrturnerischen Richtung wurde auch in Koburg eine besondere Zeitung unter dem Titel „Deutsche Turn- und Volks-Wehr-Zeitung“ herausgegeben. Der verantwortliche Herausgeber und Verleger derselben war der Geschäftsführer des Nationalvereins, Advokat F. Streit. Die erste Nummer des Blattes erschien am 15. Juli 1861. Dasselbe wurde mit grosser Reklame in die Welt gesandt und hat dem Nationalverein bedeutende Kosten verursacht, aber man kann nicht sagen, dass es jemals viel Nutzen gestiftet hat. Ueberhaupt verlief schliesslich die ganze Wehrturnbewegung im Sande, wozu einestheils die Gestaltung der politischen Verhältnisse, anderntheils die eigene innere Haltlosigkeit verbunden mit der Unklarheit der Träger der Bewegung naturgemäss führen musste.

Die Wehrturnbewegung hatte übrigens ihrer Zeit den vollen Beifall der meisten alten Turner, die das Turnen aus der Periode vor den Freiheitskriegen kannten. Der Kaufmann Prillwitz in Köln, Turner in der Hasenheide 1812 und Lützower Jäger 1813, drängte mich, am Niederrhein Wehrvereine oder Wehrabtheilungen bei den Turnvereinen zu gründen. In ähnlichem Sinne wirkte Dr. Eduard Dürre in Weinheim an der Bergstrasse (geboren

zu Berlin am 30. November 1796, gestorben zu Weinheim am 23. März 1878). Von Letzterem besitze ich einige Briefe, die auf diesen Gegenstand eingehen.

Am 31. Mai 1860 schrieb Dürre an einen Berliner Turner: „. . . Jetzt ist es gar nicht an der Zeit, Schnurrpfeifereien und Spielereien auszuüben, sondern mit Bayonnetfechten und Schiessen die Hauptzeit auszufüllen. Alle Uebungen an den Gerüsten müssen in taktischer Ordnung ausgeübt werden. Gehen und Laufen sind besonders zu üben und darum sind von den Turnern alle Woche Turnfahrten auszuführen . . . . Es ist richtig, was in der Turnzeitung gesagt wird, dass man das Schiessen mit der Armbrust üben müsse. Zielen ist zielen. Ich würde auch rathen, mit ungeladenen Gewehren zu zielen und dabei Kapseln zu verpuffen*). Zielen und festes Halten des Gewehrs beim Losdrücken ist Hauptsache. Wenn man nach dem Abdrücken das Gewehr noch auf das Ziel gerichtet hält, dann hat man viel gewonnen. Also das Bayonnetfechten ist das Zweite. Wird es ordentlich getrieben, so ersetzt es alle Turnübungen für den Augenblick. Es muss aber mit Schreiten und Springen geübt werden . . . . Das Terrain muss abgestreift werden. Jeder muss es wie seine Rocktasche kennen und es mit der Karte in der Hand studiren. Auf solche praktische Heimathskunde kommt viel an. Aber auch in Berlin sind Dauerläufe zu machen. Jeder muss wissen, wie viel Zeit er von Hause bis zum Sammelplatz braucht. Es muss von Zeit zu Zeit eine solche Sammlung veranstaltet werden. Die Turner müssen dem Militär zeigen, was es zu thun und zu lernen habe."

Die Schlussbemerkung zeigt, dass auch Dürre damals der Meinung war, die taktische Ausbildung unsrer Truppen genüge nicht recht. Es mochten mithin auch auf ihn die Erfolge der französischen Taktik im Kriege von 1859 gewirkt haben. Uebrigens finde ich in anderen mir vorliegenden Briefen von ihm den Rath ertheilt, die Turner sollten Offiziere behufs Feststellung zweckmässiger Uebungen heranziehen. Unter dem 25. Juni 1860, also unmittelbar nach dem in Koburg abgehaltenen ersten allgemeinen

---

*) Dürre dachte an das Perkussionsgewehr, bei dessen Gebrauch Zündhütchen (Kapseln) nothwendig waren.

2*

deutschen Turnfest, schrieb er zum Beispiel: „Was ich bedaure ist, dass mein Vorschlag, der Turnrath möge sich mit einigen tüchtigen und nicht festgerannten Offizieren zusammenthun und die Hauptübungen feststellen, nicht vor dem Koburger Fest ausgeführt wurde. Man hätte ein solches Programm mitbringen müssen.“ Im weiteren Verlaufe desselben Briefes heisst es dann: „Schreiben Sie mir doch, wie es mit dem Bayonnetfechten steht. Wassmannsdorff scheint auch gegen diese direkte Vorbereitung zum Kriegsdienst zu sein. Ich würde es in ruhigeren Zeiten auch sein; allein jetzt steht die Sache ganz anders. Wir müssen uns jeden Augenblick auf Krieg gefasst machen und also mit dem Gewehre umgehen können. Schnellstes Vorwärtsdringen mit dem Gewehr auf 100 Schritt und dann Gebrauch des Bayonnets scheint mir ausserordentlich wesentlich. Nicht mit Unrecht geben die Franzosen auf Gebrauch und Stärke der Armmuskeln viel. Erklimmen der Höhen, Marsch auf Ackerfeld und im Sande gehört dazu. Schnelles Manövriren gewinnt den Sieg, weil es Muth verleiht . . . .“

Die Ansicht, dass das Bayonnet im Kriege eine Hauptrolle spielen müsse, und überhaupt eine grosse Vorliebe für die sogenannte „Stosstaktik“ hegte übrigens bereits Friedrich Ludwig Jahn in der Zeit vor den Freiheitskriegen. Die Bezeichnung „Stosstaktik“ war damals freilich noch nicht in Gebrauch gekommen, die Kriegskunst wandte auch nur ausnahmsweise ein derartiges rücksichtsloses Vorgehen gegen den Feind an. Offenbar entsprach diese Art des Kampfes aber dem Charakter Jahn’s am meisten und überdies lieferten gerade die Freiheitskriege genug Beispiele von der ausgezeichneten Wirkung der stossartigen Angriffe. Das gewaltsame Darauflosgehen mit Bayonnet und Kolben war die eigenthümliche, erfolgreiche Kampfesweise der Landwehr von 1813. Hätte der alte Jahn indessen noch 1866 gelebt, so würde er seine Ansicht über die Taktik wahrscheinlich geändert haben. Interessant ist in dieser Beziehung ein Brief, den Dürre am 21. April 1867 an mich schrieb. Es heisst darin: . . . . „Auch über das Jahndenkmal erfahre ich nichts und möchte doch gern etwas darüber wissen. Mir wäre am liebsten gewesen, man hätte Jahn mit einem Ger in der Hand und im Sturmschritt, den er an sich hatte, dargestellt. Hatte er doch eine Pieke in

der Hand, als er bei Mölln vorging! Ich sehe ihn noch immer so. Er wollte „die blanke Waffe“ wieder zu Ehren bringen. Das ist, wie das Zündnadelgewehr und seine Wirkung beweisen, ein Irrthum . . .“

In den in meinen Händen befindlichen Briefen Dürre's finde ich noch eine äusserst bezeichnende Stelle, die hier ebenfalls angeführt sein mag. Er schrieb am 8. Oktober 1860: „Der Militärdienst ist eine grosse Plage für das Volk und hat doch bei Weitem nicht den gewünschten Nutzen. Wenn ich also wünschte, dass man sich mit Offizieren zu einer besseren Methode der Kriegsübungen verständigte, so ist das eine überaus wichtige Sache. Wenn Knaben in gelegentlichen Stunden der freien Nachmittage das Tirailliren und die Waffenübungen gelernt haben, so ist mir das ein Beweis, dass man auch beim Militär viel Zeit ersparen kann. Das alte gemüthliche Bummelturnen, das im Sand und Dreck Herumzerren beim Ritter- und Bürgerspiel führt zu nichts, weil es unpraktisch ist. Jetzt im Augenblick ist Gefahr vorhanden und es muss ausnahmsweise das Praktische, für den Krieg Taugliche geübt werden. Mit dem ist eine regelmässige Ausbildung aller Körpertheile möglich. Ich glaube selbst, dass das Bayonnetfechten allein schon hinlänglich ist, um den ganzen Körper auszubilden. Dazu müsste es dann freilich selbst eine weitere Ausbildung erhalten.“

Dürre hatte sich hiermit auf einen Standpunkt gestellt, der demjenigen ziemlich ähnlich war, auf welchem beispielsweise Wilhelmi in Neustadt a. d. H. stand. Der Wehrzweck sollte darnach beim Turnen so stark in den Vordergrund treten, dass Alles, was nicht unmittelbar diesem Zwecke dienen konnte, wo möglich gänzlich von der Uebung ausgeschlossen bleiben sollte.

Eine andere gemässigtere Richtung, die übrigens, auch heute noch, nicht wenige Anhänger zählt und die im Anfange der sechsziger Jahre sich zwar auch in der Oeffentlichkeit bemerklich machte, jedoch nicht, wie die Wehrturnenthusiasten, fortwährend von nahe bevorstehendem Kriege phantasirte, hatte das Ziel im Auge, unsrer gesammten Jugenderziehung einen mehr militärischen Zuschnitt zu geben und demgemäss auch die Leibesübungen umzugestalten. Ein Hauptvertreter dieser Richtung war Friedrich

Albert Lange, der berühmte Verfasser der „Geschichte des Materialismus“.

Lange, der einen grossen Theil seiner Jugend in der Schweiz verlebt hatte — er besuchte von 1841 bis 1847 das Gymnasium zu Zürich und studirte dann zwei Semester an der dortigen Universität, — trat für das schweizerische Kadettenwesen in die Schranken und empfahl, wo er nur konnte, die militärischen Uebungen für den Turnunterricht der männlichen Jugend. Ich lernte Lange 1861 kennen, er war damals Lehrer am Gymnasium in Duisburg, vorher war er in der gleichen Stellung am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Köln gewesen. An beiden Anstalten leitete er auch den Turnunterricht, am Kölner Friedrich-Wilhelms-Gymnasium wurde mir dieser Unterricht 1860 übertragen. Ich hatte daher Gelegenheit, zu erfahren, in welchem Grade die turnerischen Anregungen, die er seinen Schülern gegeben, noch nachwirkten, obgleich zwischen der Uebersiedelung Lange's von Köln nach Duisburg und meiner Uebernahme des Turnunterrichts an dem genannten Kölner Gymnasium mehrere Jahre lagen, während welcher die Schüler des Letzteren nur unter sehr wenig genügender Leitung geturnt hatten. Die ehemaligen Lange'schen Turnschüler zeichneten sich vor ihren Mitschülern durch Verständniss der Uebungen auffallend aus. Als Turnlehrer hat Lange seine Ansicht über militärische Gestaltung der Turnübungen stets zu verwirklichen, als turnerischer Schriftsteller hat er dieselbe zu verbreiten gesucht. Ich verweise hier auf seine Schrift „Die Leibesübungen“, auf die ich noch eingehender zurückkomme, und auf seine unter dem Titel: „Schulturnen und Wehrtüchtigkeit“ in der „Deutschen Turn-Zeitung“ Jahrgang 1864 veröffentlichten Aufsätze.

Lange hatte in der Armee gedient, er war Landwehr-Offizier, und es lag in seinem Charakter, Alles, was er überhaupt begann, gründlich zu thun. So hatte er auch das Exerzirreglement gründlich studirt, er hatte dasselbe besser inne, wie mancher stets im aktiven Dienst befindliche Linienoffizier. Seiner Richtung entsprechend liess er von seinen Turnern die Ordnungsübungen: Richtungnehmen, Wendungen, Schwenkungen, Aufmärsche u. s. f. genau nach dem Exerzirreglement ausführen. Auch das militärische Kommando wandte er beim Turnen an. Sonst ein entschiedener

Gegner Rothstein's und der sogenannten „Schwedischen Gymnastik" schrieb er über das Kommando bei den Frei- und Ordnungsübungen*): „Hier dürfte dann freilich aus praktischen Gründen Rothstein's Terminologie der weit rationelleren Wassmannsdorff'schen in manchen Punkten vorzuziehen sein." Er war in diesem speciellen Falle für die Rothstein'sche Terminologie, weil dieselbe in der Armee Gebrauch war.

Es mag an dieser Stelle gestattet sein, eine Bemerkung darüber einzufügen, wie man in der Armee selbst über die militärischen Kommando's denkt. Im zweiten Theile (Seite 120) des Werkes: „Die neue Taktik der Infanterie gegenüber der reglementarischen Taktik" (Leipzig, Cassel und Berlin, Verlag von Fr. Luckhardt, 1874) finde ich folgende Stelle: „Die reglementarischen Kommando's entsprechen nicht überall den berechtigten Anforderungen. Das Avertissement drückt nicht immer klar und für den Mann zweifellos aus, was geschehen soll; einige, wenn nicht durchaus nothwendige, doch jedenfalls nützliche Kommando's fehlen ganz, während andere pleonastisch vorkommen . . . . . Viele Kommando's könnten abgekürzt werden, doch sind wir im Allgemeinen gegen kleinliche Kommando-Aenderungen, da das Aufgeben des Altgewohnten immer an sich ein Nachtheil ist." — Wenn von militärischer Seite selbst ein solches Urtheil über die militärischen Kommando's gefällt wird, dann darf man sich meines Erachtens nicht wundern, wenn das Beispiel Lange's hinsichtlich der Anwendung der militärischen Kommando's beim Turnunterricht nicht viel Nachahmung gefunden hat.

Die in der Armee üblichen Kommando's und sonstigen auf das Turnen übertragbaren Bezeichnungen sind von den Turnern vielfach deswegen zurückgewiesen worden, weil sie eine sprachlich-sachliche Kritik nicht ertragen können. Zu diesen zurückgewiesenen gehört auch die Bezeichnung „Glied" für „Stirnreihe". Die Wörter „Glied" und „Glieder" haben aber als militärische Ausdrücke eine lange historische Vergangenheit, sie waren schon bei den deutschen Landsknechten zur Zeit Georg Frundsberg's, ja noch früher bei den Vorbildern der Landsknechte, bei den Schweizern eingeführt. In dem Werke „Kriegswesen und Kriegs-

---

*) In der Schrift „die Leibesübungen" Seite 145.

kunst der schweizerischen Eidgenossen im 14., 15. und 16. Jahrhundert“ von Carl von Elgger (Luzern, Militärisches Verlagsbureau, 1873) sind zahlreiche Stellen aus alten schweizerischen Chroniken citirt, in denen bei Beschreibung von Kriegsoperationen, Heereszügen etc. die Bezeichnung „Glied“ vorkommt. Der Verfasser des Werkes bemerkt an einer Stelle (Seite 275) sogar wörtlich: „Mit dem Ausdruck ein Glied bezeichneten die alten Schweizer immer die Zahl der neben einander stehenden Leute. So sagt sum Beispiel Stettler*) bei Gelegenheit der Schlacht von Biccocca: „„„Die Eidgenossen machten ihrer Gewohnheit nach eine Ordnung, stellten sich allzeit einhundert Mann in ein Glied.“““ Doch die neben einander aufgestellten Leute hiessen nicht nur in Front ein Glied, sondern auch im Flankenmarsch wurde die Rotte, deren Männer dann neben einander standen, ebenfalls ein Glied genannt. So wird vom Einzug einer Kriegerschaar in eine befreundete Stadt erzählt: „„„Es seien dreiundfünfzig Glieder, je drei und drei Mann, gewesen.“““

Indem ich auf das Alter dieser technischen Bezeichnung hinweise, will ich damit durchaus nicht behaupten, dass sie wegen ihres Alters besser sei, im Gegentheil finde ich die dagegen von turnerischer Seite, namentlich von Dr. Karl Wassmannsdorff in Heidelberg, erhobenen Einwendungen sehr zutreffend. Wir sehen indessen an dem Beibehalten des der mittelalterlichen Kriegssprache der Schweizer entnommenen Wortes, dass das schweizerische Kriegswesen des Mittelalters einen Jahrhunderte fortwirkenden Einfluss auf die gesammte deutsche Kriegskunst gehabt hat. Unter solchen Umständen ist es sehr begreiflich, dass der kriegerische Geist und die hohe kriegerische Entwickelung, welche die Schweizer in der Vergangenheit besassen, auch ihre volksthümlichen Lebensverhältnisse, zum Beispiel die Jugenderziehung, eigenthümlich gestaltet haben.

Die eigenthümliche militärische Jugenderziehung der Schweiz, das „schweizerische Kadettenwesen“, welches von Vielen warm empfohlen, ja geradezu als ein nachahmenswerthes Muster hingestellt, von Anderen aber völlig absprecheud behandelt, verurtheilt worden ist, hat sich aus dem kriegerischen Volkscharakter

---

*) Ein schweizerischer Chronist.

der Schweizer bereits im Mittelalter entwickelt. Das soeben citirte Werk Carl von Elgger's bringt auch darüber Mittheilungen nach geschichtlichen Quellen, denen hier Folgendes entnommen sein mag.

Die Jugend, welche im Mittelalter nicht so viel in Schulstuben sitzen musste, sondern sich meist im Freien bewegte, scharte sich freiwillig — doch nicht ohne allgemeine Zustimmung und Aufmunterung — in Abtheilungen zusammen. So vereint nahmen die Knaben militärische Uebungen unter selbst gewählten Anführern vor. Aus Emanuel von Rodt's „Geschichte des Berner Kriegswesens" (I.227.) führt Elgger wörtlich folgende Stelle an: „Bei verschiedenen Anlässen sehen wir dem siegreich heimkehrenden Heere der Väter und Eidgenossen die rüstigen Knaben der Bürgerschaft, bewaffnet mit kleinen Spiessen und Armbrusten, unter Anführung eines Spielkameraden, in schöner Ordnung entgegen ziehen, oder die männliche Jugend mit klingendem Spiele auf den Schützenplatz (die Schützenmatt) marschiren, um dort mit der Armbrust für die von der Obrigkeit ausgesetzten Gaben nach dem Ziele zu schiessen."

Dafür, dass die schweizerische Jugend des Mittelalters sich in den Waffen übte und zu diesem Zwecke Vereinigungen bildete, enthalten die von Elgger eingesehenen alten Chroniken manchen Beweis: Im Jahre 1513 wurde zum Beispiel das vom Papst Julius II. der Stadt Basel geschenkte Banner nebst den mit demselben aus der Lombardei heimkehrenden Kriegern, zwei bis drei „Rossläufe" von der Stadt, von 500 Bürgern und 900 Knaben, die mit Harnisch und hölzernen Hellebarden bewaffnet waren, abgeholt. Der Jubel und die Freude beim Einzug in die Stadt war gross. Den Knaben wurde unter dem Rathhaus ein Pfennig und ein „Mütschelbrod" zum Sold gegeben.

1562 bewilligte die Landgemeinde von Unterwalden zum Schützn-, Männer- und Knabenschiessen verschiedene Gaben. Jn der Luzerner Chronik von Diebold Schilling ist erzählt, dass die jungen Knaben und Armbrustschützen von Uri 1507 an die von Luzern drei Briefe geschrieben, sie möchten auf einen „Schiesset" nach Uri kommen. Die Knaben von Luzern, begleitet von einigen Regierungsmitgliedern, begaben sich nach Uri, wurden da vom ganzen Volk, Alt und Jung, empfangen, wohl gehalten und viel

Vater und Mutter freuen sich, wenn die Knaben geschickt zu laden und wacker loszudrücken wissen, und auch die Schwestern nehmen wohl die Gelegenheit wahr, zu versuchen, wie man eine Pistole abschiesst. Von Unglücksfällen hört man dabei nichts und wenn sie ja einmal vorkommen, so sind es doch nicht jene empörenden Eseleien, welche in unsern behutsameren Ländern schon manchem Jungen das Leben gekostet haben."

Gegenüber der häufig aufgestellten Behauptung, dass die militärischen Uebungen der schweizerischen Jugend eigentlich doch nur Spielerei ohne ernsteren Hintergrund seien, war Lange vollständig von der Ueberzeugung durchdrungen, dass dieselben auch einen wirklichen militärischen Nutzen haben. „Es besteht" — wie Lange anführt — „ein Gesetz, wonach diejenigen dienstpflichtigen jungen Leute, welche wenigstens während drei Jahren ihrer Schulzeit vom zurückgelegten zwölften Jahre an einem durch die Behörden beaufsichtigten Kadettencorps angehört haben, von dem Unterrichte auf den Exerzirplätzen (der Rekrutenausbildung) befreit sind. Die Militärbehörden stimmen darin überein, dass die ehemaligen Kadetten sich unter der übrigen Wehrmannschaft in jeder Beziehung unverkennbar hervorthun und als Aspiranten für den Offizierdienst vor ihren Waffengefährten einen bedeutenden Vorsprung haben."

1860 erschien in R. Prutz's „Deutschem Museum" (Leipzig bei F. A. Brockhaus) ein Aufsatz „Turnen oder Exerziren"*) von dem Oberlehrer Wilhelm Fischer in Colberg. Dieser in äusserst drastischer Weise das Exerziren der Schüler bekämpfende Aufsatz machte in den weitesten Kreisen grosses Aufsehen, fand aber Lange's Beifall durchaus nicht. Freilich trat er nicht öffentlich dagegen auf, aber er meinte die Arbeit Fischer's, als er im unmittelbaren Anschlusse an die soeben citirten Sätze schrieb: „In Deutschland fand vor einigen Jahren ein Aufsatz in einer sehr geschätzten Zeitschrift allgemeinen Anklang bei Pädagogen, Offizieren, und Verwaltungsbeamten, welcher als eins der wichtigsten Argumente gegen das Exerciren der Schüler die weise Bemerkung vorbrachte, den Unteroffizieren seien sogar Rekruten,

---

*) Auch abgedruckt in „Das gesammte Turnwesen" von Georg Hirth, Leipzig bei Ernst Keil, 1865, Seite 618.

die noch nichts könnten, lieber als solche, die schon als Knaben auf irgend einer Schule exerzirt hätten. Das spricht aber eher gegen alles Andere, als gegen die Sache. Der Dilettantismus bei unsern Exerzirversuchen an den Schulen entspricht genau der Pedanterie im Heere; in der Schweiz nehmen die Schulen das Exerziren ungleich ernster, als es bei uns gewöhnlich ausfällt. Schon der Umstand, dass die richtige volle Waffe angewandt wird, statt des Spielkrams von hölzernen Flintchen, dem man in Deutschland hie und da begegnet, giebt der Sache einen ganz andern Halt; und wenn so von Anfang an auf die Hauptsache gesehen wird, so muss das Heerwesen daraus Vortheil zu ziehen wissen und wenn es dies nicht kann, so ist das ein Beweis dafür, dass es nicht im richtigen Geiste geleitet wird."

Diese Lange'schen Bemerkungen gewinnen ein erhöhtes Interesse dadurch, dass er in der Eigenschaft eines Schulmannes und zugleich auch als militärischer Sachkundiger, als Landwehr-Offizier, urtheilend der Angelegenheit gegenüber stand. Uebrigens ist es schliesslich gerade wegen dieser doppelten Sachkennerschaft wichtig, dass Lange bei aller seiner Vorliebe für das schweizerische Kadettenwesen, dem er selbst manche genussreiche Stunde seiner Jugend zu danken hatte, doch keineswegs die Einführung desselben in Deutschland befürwortete. Er schrieb darüber: „Wenn wir behaupten, dass die Wehrtüchtigkeit durch ein Kadettenwesen nach schweizerischem Muster entschieden gefördert werden kann und dass das Heerwesen im Stande sein muss, daraus Vortheil zu ziehen, so folgt noch nicht, dass dieser Vortheil auch auf solchem Wege gewährt werden muss. Vielmehr giebt es höhere Rücksichten, welche uns bestimmen, die Lösung des Problems auf einem andern Wege zu suchen."

Der „andere Weg", den Lange sich dachte, bestand darin, dass das Turnen vernunftgemäss, der körperlichen Anlage und Kraft, sowie dem Alter angemessen, fleissig geübt und mit militärischen Exerzirübungen, bei höheren Ausbildungsstufen auch mit schwierigeren taktischen und förmlichen Felddienstübungen verbunden werden sollte. Er dachte sich die Eintheilung der turnenden Jugend in vier Stufen, von denen die unterste die Kinder von sechs bis zehn oder zwölf Jahren, die zweite die Knaben vom zehnten oder zwölften bis etwa zum fünfzehnten

Jahre, die dritte etwa das Alter von fünfzehn bis achtzehn Jahren umfassen und die vierte über die Schulzeit hinaus greifen sollte.

Lange kannte ganz genau aus eigener Erfahrung den Werth der taktischen Ausbildung, wie dieselbe speciell in der preussischen Armee getrieben wird. Gelegentlich eines Gespräches über Beobachtungen, die ich bei einer Reise in Frankreich bezüglich der Exercitien französischer Infanteristen gemacht hatte, äusserte er: „Die französischen Soldaten verstehen es, rasch sich in Schwärme aufzulösen, und rasch wieder die Ordnung der geschlossenen Truppe herzustellen. Darin kommen ihnen die preussischen Soldaten nicht gleich, aber wenn es sich darum handelt, in schwierigen Verhältnissen die Ordnung aufrecht zu erhalten, dann leisten die Preussen mehr. In der preussischen Armee ist die Ausbildung vom ersten Tage der Rekrutendressur ab darauf berechnet, die Ordnung zu erhalten. In keiner andern Armee werden die Evolutionen, die Schwenkungen, die Wendungen u. s. f. der Züge, Kolonnen etc. mit solcher Präcision ausgeführt, weil die Rekruten nirgends so viel nach Zählen zu balanciren und den langsamen Schritt zu üben haben.“

Ich glaube, dass Lange den Werth, den das „nach Zählen Balanciren“ und der „langsame Schritt“ für die Ausbildung der Rekruten hat, nicht zu hoch anschlug. Ich habe mich auch durch eigene Anschauung während Jahre langen Aufenthaltes in Oesterreich überzeugt, dass die taktische Ausbildung der österreichischen Infanteristen beträchtlich hinter der preussischen zurückbleibt, und ich glaube, der Grund hiervon liegt darin, dass bei den Rekruten nicht von vorn herein die Grundlage zur genauen Ausführung der Uebungen geschaffen wird, wie dies in der preussischen Armee gerade durch den langsamen Schritt, dann aber auch durch das straffe Stillstehen und durch das genaue „Richtung nehmen“ geschieht.

Lange empfahl für das Turnen und übte mit seinen Schülern das „nach Zählen Balanciren“, den „langsamen Schritt“, auch das Stillstehen. „Jene straffe Haltung aller Glieder — schrieb er —, „bei welcher schon das blosse Stillstehen, welches freilich in der Anwendung sehr zu beschränken ist, eine wirksame körperliche Uebung bildet, muss durchaus erzwungen werden.“*)

---

*) Lange, die Leibesübungen. Gotha, bei Rud. Besser, 1863. Seite 143.

Auch das „Richtung Nehmen“ liess er üben und zwar nach seinen eigenen Worten: „fleissig und ernsthaft, aber nicht mit der Genauigkeit des Exerzirplatzes, da hierbei leicht Ueberdruss und Ermüdung, wo nicht gar gelegentlich Erkältung durch zu langes Stillschweigen herbeigeführt werden kann.“

Er empfahl ausserdem den Gebrauch kurzer Stäbe bei den Ordnungsübungen. „Zunächst möchten wir dringend empfehlen“ — schrieb er*) —, „zur Beschäftigung der Armkraft allgemein den Gebrauch von Stäben einzuführen. Diese dürfen nicht zu leicht sein. Buchenholz oder Eichenholz, schulterhoch und so dick, dass es die Knaben eben mit der Hand umspannen können, empfiehlt sich; für Knaben, welche so schwach sind, dass sie einen solchen Stab nicht, wenn er nahe am Ende angefasst wird, in Wagehalte auszustrecken vermögen, lässt man Tannenholz an die Stelle treten und den Stab dünner nehmen. Diese Stäbe dürfen nun ja nicht etwa als das rohe Vorbild der hölzernen Flinte betrachtet werden, die überhaupt grundsätzlich ganz und gar verwerflich ist. Es wäre weit richtiger, den Knaben ohne alle militärische Form, nur unter strenger Aufsicht und Ordnung, wirkliche Gewehre zu geben und sie mit Pulver und Blei nach der Scheibe schiessen zu lassen, als umgekehrt an einem hölzernen Spielzeuge etwa die Griffe der Ladung und des Feuerns durchmachen zu lassen, die dann ebenso langweilig und nutzlos als abgeschmackt sind. Dass dagegen die Stäbe im Stehen wie im Marsche geschultert und übergenommen werden, hat nichts Widersinniges in sich und es ist hier ganz zweckmässig, so viel Aehnlichkeit mit der Handhabung des Gewehrs aufzunehmen, als die Sache thun lässt.“

Es ist nothwendig, hier hervorzuheben, dass Lange die Turnübungen, trotzdem er stets in seinem Aeussern eine gewisse gemessene Ruhe bewahrte, mit einem Feuereifer betrieb, der zündend und mit fortreissend auf die Schüler wirkte. Er erreichte dadurch Manches, was nur auf Rechnung seiner Individualität zu setzen war. Unter ihm trieben die Schüler alle Uebungen mit dem erforderlichem Ernste, ob dies — namentlich bezüglich der miltärischen Uebungen — unter irgend einem andern Lehrer

*) Deutsche Turn-Zeitung. Jahrgang 1864. Seite 42.

in dem gleichen Masse der Fall gewesen wäre, darf man wohl dahingestellt bleiben lassen. Mir scheint die Gefahr nahe zu liegen, dass wenn der Lehrer auch den Stab durchaus nicht „als das rohe Urbild der hölzernen Flinte“ betrachtet wissen will, die Schüler ihn dennoch so betrachten, sobald man damit die Griffe des „Schulterns“ und „Uebernehmens“ nachahmen lässt. Gegen den besten Willen des Lehrers kann, wie ich befürchte, leicht der Ernst der Sache an solchen Stabgriffen scheitern.

Die Beschäftignng der Armkraft während der Thätigkeit der Beine, die für Lange ein wichtiges Motiv zur Einführung der Stäbe bei den Ordnungsübungen war, veranlasste ihn persönlich auch zum Gebrauche eines mindestens ungewöhnlichen Spazierstockes. Schon häufiger hatte ich in seiner Hand einen etwa mannsdaumendicken Stock bemerkt, der die Form und Farbe eines gelben spanischen Rohrstockes mit hakenförmig gebogenem Griff hatte. Bei einem Spaziergange durch die Strassen Düsseldorf's (es war im Jahre 1861) ersuchte er mich zufällig, ihm den Stock mit anderen Gegenständen, die er trug, einen Augenblick zu halten. Dabei fiel mir die Kälte und die Schwere desselben auf und ich erfuhr nun, dass sich Lange diesen Stock — um die Armmuskeln beim Gehen zu beschäftigen — eigens aus Gussstahl hatte machen lassen.

In seinen turnerischen Schriften, die bekanntlich nicht zahlreich, aber dafür um so gediegener sind, hat Lange bewiesen, dass er auf turnerischem Gebiete, auch abgesehen von der ihm eigenthümlichen militärischen Richtung, ein sehr gründlicher Theoretiker war. Namentlich zeigt sich dies in seiner Schrift: „Die Leibesübungen. Eine Darstellung des Werdens und Wesens der Turnkunst in ihrer pädagogischen und culturhistorischen Bedeutung.“ Die Vorarbeiten zu dieser Schrift haben ihn länger als ein Jahr beschäftigt. Dieselbe war ursprünglich als Artikel der „Pädagogischen Encyklopädie“ (Verlag von Rud. Besser in Leipzig) verfasst, in deren viertem Bande von Seite 308 bis Seite 364 sie im Jahre 1862 zuerst erschien. Der nahezu ein Jahr später publicirte Sonderabdruck ist in einzelnen Theilen wesentlich erweitert.

Während der Bearbeitung hat Lange vielfach über einzelne Punkte, die er zu erörtern gedachte, mündlich und schriftlich mit

mir verhandelt; ich glaube jedoch kaum, dass ich auf den Inhalt der Schrift nach irgend einer Richtung einen bestimmenden Einfluss gehabt, denn so gern Lange die Meinung Anderer hörte, so wenig liess er sich direkt durch dieselbe leiten. Er folgte möglichst seiner aus sich selbst heraus entwickelter Ueberzeugung.

In einem Briefe vom 1. Oktober 1861 schrieb Lange: „Die Arbeit für die Pädagogische Encyklopädie hat mich sehr lange aufgehalten.“ Damals war sie jedoch noch nicht vollendet, denn in demselben Briefe ersuchte er mich noch, ihm schleunigst einiges literarische Material, welches ihm in Duisburg nicht zur Hand war, zur Benutzung für diese Arbeit zu senden. Ich hatte von ihm längst das Versprechen, die Bogen aus der Pädagogischen Encyklopädie, die dieselbe enthalten würden, sofort nachdem sie in seine Hände gelangt, zu bekommen. Es war auch schon beschlossen, einen Abdruck als gesonderte Broschüre zu veranstalten. Am 5. Januar 1862 schickte er mir endlich die fraglichen Bogen mit folgendem Begleitschreiben:

> „Lieber Angerstein! Hierbei schicke ich Ihnen einen Abdruck aus der Encyklopädie, den ich übrigens in dieser Form nicht in den Buchhandel bringen werde. Aus der Kritik Rothstein's sind die schärfsten Stellen weggestrichen; die politischen Beziehungen habe ich ebenfalls nach längerer Correspondenz der Redaktion als Opfer fallen lassen. Wahrscheinlich werde ich nun das Ganze zu einer kleinen Broschüre umgestalten, in welcher ich die Theologie (hier wegen der vielen geistlichen Schulinspektoren, die für die Sache zu gewinnen sind, unentbehrlich) fortlassen, dagegen manches Andere aufnehmen werde; theils schärfere Polemik gegen die Schweden, theils eine physiologische Ausführung, theils aber auch Zusätze mit Bezug auf die neueste Literatur. Soll ich nun auch zum Gebrauch für minder wissenschaftliche Turnkreise hie und da erklärende Anmerkungen, populärere Wendungen u. drgl. anbringen oder wird die ganze Behandlungsweise nach dieser Seite so wie so zu hoch bleiben? Ich schmeichle mir, dass Sie mindestens in dem historischen Theile S. 322 bis 325 Einiges neu finden werden. Diese Seite, insbesondere das Hervorgehen Guts-Muths'schen Bestrebungen aus der deutsch-classischen Cultur ist noch zu

wenig beachtet und es hat auch nicht Jeder das Material dazu. Leider muss in einem solchen Artikel alles sehr kurz sein. Mit herzlichem Gut Heil! Ihr Fr. A. Lange."

Aus diesem Briefe geht hervor, dass Lange die Stelle, in welcher er den Beweis liefern wollte, dass von theologischer Seite keine stichhaltige Einwendung gegen das Turnen gemacht werden könnte, in seine der „Pädagogische Encyklopädie" gelieferte Arbeit nur aus bestimmten und jedenfalls wohlüberlegten Rücksichten aufgenommen hatte. Er hatte damit aber dennoch einen Widerspruch von theologischer Seite provocirt. Die Redaktion der Encyklopädie (oder an deren Stelle Palmer) fügte in einer Note unter dem Text hinzu:

„Zu der obigen Ausführung können wir nicht unterlassen zu bemerken, dass nach unserer Ueberzeugung eine theologische oder biblische Rechtfertigung der Gymnastik in dieser Weise nicht gelingen kann. Einen positiven Anhaltspunkt für die Gymnastik giebt es im neuen Testament, überhaupt in der Schrift, nicht. Die Stelle vom Tempel des heiligen Geistes (1. Kor. 6.) hat das Keuschhalten des Leibes, nicht aber die ästhetische oder athletische Cultur desselben im Auge; und auf den Auferstehungsleib kann zu Gunsten der Gymnastik nicht hingewiesen werden, weil, was diese Kunst zu Stande bringt, mit Fleisch und Blut ebenso der Verwesung anheimfällt, wie die Glieder des Gebrechlichsten; auch des Turners Leib wird gesät „in Schwachheit" (1. Kor. 15,43.) und „auch ein Krüppel einzugehen in's ewige Leben" (Matth. 18, 8.) ist dort kein Schaden. Das Einzige, was etwa citirt werden könnte, sind die die Gesundheit betreffenden Stellen, wie Röm. 13,14 und Kol. 2,23; aber keine derselben (vollends nicht der Rath des Paulus an den Timotheus 1. Tim. 5,23.) deutet auf Leibesübung als Mittel zu jenem Zwecke hin. Allein eine vernünftige Thätigkeit, die irgend einem menschlichen Lebenszwecke, also insbesondere der Entwicklung und Vervollkommnung, irgend einer von Gott in des Menschen Wesen gelegten Kraft und Fähigkeit dient, bedarf nicht erst einer positiven Legitimation durch ein ausdrückliches Schriftwort; es hat sich im Lauf der Zeit, im Gang der Geschichte, infolge der Verbindung des Christenthums mit den verschiedensten Nationalitäten gar vieles entwickelt, an was die neutestamentlichen Schriftsteller

nicht denken, was bei ihren Schriften, zumal den Briefen, schon in Aussicht zu nehmen sie gar keinen Anlass hatten. Dergleichen Dinge fassen wir einfach unter das schöne Wort: εἴ τις ἀρετή, εἴ τις ἔπαινος, ταῦτα λογίζεσθε. Phil. 4,8. Was als sittlich untadelhaftes Mittel zur Erlangung eines sittlichen Gutes dient, das ist eben damit auch christlich legitimirt."

Den Theil seiner Arbeit, auf den sich diese Bemerkung bezog, wollte Lange in der Buchausgabe ursprünglich streichen, wie aus dem an mich gerichteten Briefe hervorgeht. Er besann sich später jedoch eines Andern und erklärte dies folgendermassen:*)

„Die theologische Stelle wollte ich anfangs weglassen, da mir Palmer's Bemerkung in der Encyklopädie — abgesehen von dem feinen Stich gegen diejenigen Turner, denen das Trinken die Hauptsache ist — deutlich zeigte, dass es mir nicht gelungen war, verständlich zu werden. Auch dachte ich, dass diese Ausgabe**) mehr in die Hände von Turnern kommen möchte, während die Encyclopädie vielfach in den Händen geistlicher Schulvorstände und Aufsichtsbehörden ist, denen ich, so gut ich es verstand, eine Vermittelung zweier sonst ziemlich weit getrennter Gebiete angeben wollte. Um eine biblische Rechtfertigung des Turnens handelte es sich für mich nicht. Wie jede kulturgeschichtliche Entwicklung, welche die Menschheit ihrem Ziele sichtbar näher führt, sind auch die Leibesübungen an sich schon gerechtfertigt, gleichsam durch eine fortgehende Offenbarung, deren Bedeutung nicht verkannt werden kann. Wenn man aber den Glauben an eine einheitliche, von einem verborgenen Geiste getragene Entwicklung der Menschheit nicht aufgiebt, so wird man auch die Aufgabe festhalten müssen, die Keime wichtiger Neugestaltungen bis in die Ueberlieferungen zurückzuverfolgen, welche uns den grossen Durchbruch des göttlichen Geistes im Bewusstsein der Menschheit zur beständigen Erneuerung des irdischen Sinnes aufbewahrt haben."

Die Parenthese Lange's: „abgesehen von dem feinen Stich gegen diejenigen Turner, denen das Trinken die Hauptsache ist"

---

*) Siehe „Leibesübungen" Seite 8.
**) Die Buchausgabe ist gemeint. W. A.

bezieht sich auf die Palmer'sche Parenthese: „vollends nicht den Rath des Paulus an den Thimotheus 1. Tim. 5,23." Der hier erwähnte Bibelvers 1. Tim. 5,23 lautet: „Trinke nicht mehr Wasser sondern brauche ein wenig Wein, um Deines Magens willen und dass Du oft krank wirst." Ob diesem Citat gegenüber nicht eher von einer feindseligen hämischen Anspielung, als von einem „feinen Stich" die Rede sein kann, mag unentschieden bleiben.

So wenig übrigens Lange geneigt war, Empfindlichkeit über derartige Stiche und Seitenhiebe zu zeigen, so war er dagegen doch keineswegs gleichgiltig und im vertrauten Verkehr lieh er bei solchen Fällen auch seinem Unmuthe Worte. In meinen Händen befindet sich noch ein Brief, den er aus Anlass einer sehr ausgedehnten Besprechung, welche die „Deutsche Turnzeitung" (Jahrgang 1863 Nro. 51 und 52) über seine Schrift „Die Leibesübungen" brachte, an mich schrieb. Er äusserte sich in diesem Schreiben über die turnerische Kritik sowohl mit besonderer Beziehung auf die damalige Leitung der „Turnzeitung" wie auch im Allgemeinen in sehr absprechender, aber leider sehr zutreffender Weise, so dass ich dasselbe, aus Rücksicht auf gewisse sogenannte „turnerische Autoritäten", vorläufig wenigstens der Oeffentlichkeit vorenthalten muss. Jene Recension in der Turnzeitung hatte ihn verletzt und — nicht mit Unrecht, trotz des Lobes, welches sie seiner Arbeit spendete.

Was aber die Kritik auch immer an Lange's turnerischer Richtung aussetzen mochte, er liess sich dadurch in seinen Ueberzeugungen nicht beirren. Ein Grundgedanke, der ihm stets vorschwebte, ist von ihm gelegentlich angedeutet. „Ein gesundes Volksleben" — sagte er*) — muss bei aller reichen und freien Gliederung doch auch Einheit haben. Bei uns steht noch so vieles getrennt, zum Theil ganz fremdartig neben einander, dass man glauben möchte, Einrichtungen ganz verschiedener Nationen vor sich zu haben. Besonders scheint die Kluft zwischen unserm Turnwesen und unsrer Volksschule unnatürlich weit. Ein Schulmeister und ein Lieutenant sind zwei gar zu verschiedene Wesen, und doch haben sie eine sehr nahe verwandte

*) Siehe „Schauturnen und Wehrtüchtigkeit". Deutsche Turnzeitung, Jahrg. 1864, Seite 3.

Aufgabe. Bis freilich solche Gegensätze in dem idealisirenden Feuer einheitlich aufflammenden Volkslebens schmelzen, dazu bedarf es einer merkwürdigen Gluth. Wie aber schwer flüssige Metalle oft durch einen Zusatz dahin gebracht werden, der Gewalt des Feuers zu weichen, so dient in unserm Falle das Turnwesen schon durch sein Vorhandensein dazu, eine Umgestaltung der Schule und des Heeres in ächt volksthümlichem Sinne zu fördern."

Es bedarf hiernach keiner weiteren Auseinandersetzung, welche Aufgabe Lange dem Turnen zuertheilen wollte. Es sollte ein Mittel werden zu einheitlicher Gestaltung des Schulwesens und des Heerwesens, durch das Turnen wollte er das Heerwesen enger mit der gesammten Volkserziehung verknüpfen. Ob die Art, wie er dabei zu Werke ging, die beste und zweckmässigste war, — darüber lässt sich streiten, aber der ihn leitende Gedankengang verliert dadurch nichts an innerem Werthe. Und dieser selbe Gedankengang beherrscht thatsächlich alle einschlägigen Verhältnisse. Mag man heute darüber noch nicht allgemein zur Klarheit gekommen sein, so ändert dies das Faktum nicht und wird für die Zukunft auch nicht entscheidend werden. Erst künftig, wenn die Beziehungen zwischen Schule und Heer engere geworden, einheitlicher gestaltet sind, wird dann auch das Wehrturnen seine völlig richtige Stellung erhalten, das heisst: es wird dann vollkommen in der allgemeinen Jugenderziehung aufgehen.

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins.







